

## Die Frau im Kriege.

Ihre körperlichen und seelischen Leistungen.  
Von Dr. Elisabeth Schwenke

Wir treten hinein in den gewaltigen Arbeitsraum einer Granatenfabrik, und wir sind fast betäubt von dem Drehen der Räder, vom Säusen der Treibhämmer, vom Aufsprallen der Kolben. Erst allmählich erkennen wir die einzelnen Maschinen und vor jeder Maschine die Arbeiterin, wie sie in Männerkleidung, die Haare vom engschließenden Kopfstuch geschützt, den Hebel der Drehbank handhabt. Oder wir sehen die Helferinnen am offenen Feuer unermüdetlich von morgens bis abends die Kohlen in die großen Defen hineinschütten, damit die Riesenkessel der Fabrik den ungeheuren Druck des Wasserdampfes entwickeln. Wir schauen über die Frauen an der heißen Stahlflamme, die umherirrt vom Funkenregen mutig und geschickt den flühenden Eisenblock mit der Gange packen und sie auf dem rechten Weg weiterbefördern.

Ein anderes Bild: Im hellen, weit sich dehnenen Raum der Munitionsfabrik sitzen an langen Tischen hunderte junger Mädchen von fünfzehn bis achtzehn Jahren. Sie präsen mit schnellem Handgriff die kleinen Infanteriegeschosse ob sie nicht ein Gramm zu leicht oder zu schwer einige Millimeter zu lang oder zu dünn sind. Tausende von Geschossen laufen täglich durch ihre Hände, und nicht einen Augenblick lassen die Gedanken der jungen Mädchen von ihrer mechanischen Arbeit zu lieben Dingen abschweifen. Denn von ihrer sorgsamsten Aufmerksamkeit hängt es ab, ob die Munition vorn im Schützengraben richtig ankömmt.

Mit Geschicklichkeit und Selbstgegenwart lenkt die Straßenbahnfahrerin ihren Wagen, dabei alle diese Frauen in der neuen Kriegsarbeit — vielleicht bedrückt von dem Gefühl der großen Verantwortung, weil die allzu schnelle Erlernung ganz neuer Handgriffe und Kenntnisse ihr doch nicht die Sicherheit eines langjährigen Fahrers geben kann.

Die Frau am Pfluge, die Frau als Denkerin eines hochbelasteten Entenagens, die Frau als Gepäckträgerin und als Helferin in der Umzugszeit, die Frau in verantwortungsvoller amtlicher Stellung oder als Vertreterin ihres Mannes im Geschäft — alle verstehen sie die fehlende Männerkraft und Geschicklichkeit zu ersetzen, weit über das hinaus, was man von weiblicher Fähigkeit erwarten konnte, ist die Frau zum Träger unseres Wirtschaftslebens geworden.

Bei allem aber bleibt sie in erster Linie Frau, und alles, was sie mit Anspannung aller Kräfte zur Ausfüllung der Lücken unseres Wirtschaftslebens tut, scheint fast nebenächlich neben dem, was der Krieg von ihr seelisch verlangt, und gerade in ihrer Eigenschaft als Frau von ihr fordert. Die Arbeiterin der Geschloßdreherei oder im Mähtenwerk hat in den frühen Morgen- und späten Abendstunden noch Hausarbeit und Kinder zu versorgen, und der Gewandmacherin an die Kinder läßt sie nicht los während ihrer langen Arbeitszeit. Ähnlich wie der Mann ins Feld, so die Frau zur Kriegsarbeit gegangen; aber ganz anders als er löst sie sich niemals los aus ihrem alten Familienkreis, sondern sie bleibt mit tausend Fäden hinein gebunden.

Der Mann gleitet von ihr fort in ein neues Leben, und sie selbst trägt neben dem täglichen Sehen und Bermiffen, neben dem langen Warten auf Nachricht aus dem Felde nun allein eine Last der Verantwortung, die ihr ganz neu ist. Sie hat Entscheidungen zu treffen, bei denen der Mann nicht helfen kann, weil das heimische Leben ihm fremd geworden ist. Entscheidungen, für die es gar kein Vorbild gibt, weil der Krieg alles umgestürzt hat. Hier, auf Jahre Entwicklung im Leben ihrer Kinder, die nun in die Hände der Mutter gelegt sind, das will etwas bedeuten. Und wieviel werden allein gelassen in dieser Verantwortung für ihr ganzes Leben.

Dazu kommt die fortwährende aufreibende Mühe um das tägliche Brot, die ständige Frage: Wie mache ich die Kinder satt? Wie ziehe ich sie sauber an, wie sie sich nicht zu schämen brauchen? Es ist wie ein Wunder, was Mutter Sorge mit Fleiß und unerschöpflicher Hingabe da zuzugebracht hat. Wenn die Kinder im Alter des Heranwachsenden sich sehnsüchtig nach einer weiteren Brottschnitte umsehen, so ist es wohl schwer, ihnen nein zu sagen. Das überhaupt gehört zu dem Schwierigsten, was man von der Frau als Hausfrau hat verlangen müssen: sie, die nur gehört war, für das Wohl ihrer Familie zu sorgen, sollte auf einmal begreifen, daß der Staat mehr ist als die Familie, sie sollte sich klarmachen, daß der einzelne auf vieles verzichten muß damit das Ganze leben könnte. In der Familie war es ihr deutlich, daß der einzelne nicht leben kann, ohne auf den anderen Rücksicht zu nehmen. Aber was war für die Frau der Staat? In diesem Kriege ist er vielen zum erstenmal zu einer lebendigen Macht geworden.

Leicht wurde den Frauen diese Erkenntnis nicht. Denn vor allem fehlt ihnen das unmittelbare Erlebnis des Krieges. Wer von Frauen jemals im Kriegsgelände gewesen ist, hat sofort gespürt, daß draußen eine andere Luft weht als in der Heimat. Den Frauen zu Hause fehlt das Erlebnis der großen Kameradschaft, bei der alle für einen eintreten; es fehlt

ihnen das gewaltige Erlebnis des siegreichen Angriffs oder der geschickten Verteidigung, des Stolzes auf das Selbsterrungene.

Draußen an der Front können wir nun einmal nicht dabei sein, und niemand ist überzeugter als wir Frauen, daß alle unsere Kriegseinstellungen in nichts versinken vor dem übermenschlichen Ringen, wie es unsere Männer jetzt draußen an der Westfront bestehen. Aber das Eine kann sich doch jede Frau sagen: Ich gehöre mit zu dem großen deutschen Heere, das gegen die ganze Welt im Felde steht. Es ist nicht gleichgültig, ob ich dabei bin. Auf jeden Arm kommt es an. Jede Frau, ob sie nun in Haus oder Beruf arbeitet, gibt ihre Kraft mit dazu zu der großen Summe von Kräften, die unsere Verteidigung ermöglicht.

Aus diesem Bewußtsein der engen Mitarbeit und Zugehörigkeit zu dem großen Ganzen schöpft die Frau die Kraft, alles bis zum letzten zu ertragen, bis zur Hingabe des liebsten, was sie besitzt. Es bewährt sich hier die merkwürdige Frauengabe: Mit der Größe der Last wächst ihre Kraft. Körperlich und seelisch wird man immer neue Leistungen von ihr fordern können. Sie wird nicht müde werden und Mut und Zuversicht behalten bis zu dem Frieden, der unser künftiges Schicksal sichert.

## Der Königsanzug in Finnland.

Wie liegen die Dinge? Wie stehen die Aussichten?

Der Verfassungskampf scheint damit noch nicht beendet zu sein, daß die Mehrheit des Landtages sich für das Königtum erklärt hat. Es ist zu erwarten, daß auf dem außerordentlichen Landtage, der im Herbst zusammentritt, der Kampf zwischen den Parteien von neuem aufgenommen wird. Die Republikaner werden dann wohl einen Kompromißvorschlag vorlegen, der nennenswerte Einschränkungen des Veto- und Budgetrechts des Königs enthält. Die Königswahl würde dann aufgeschoben werden, bis diese modifizierte Regierungsform angenommen worden ist, um den Charakter eines „Staatsstreiks“ zu vermeiden, der, wie man meint, in einer unmittelbaren Wahl nach der Regierungsform von 1772 liegt.

Was den Kampf veranlaßte, ist der Umstand, daß Finnland sich am 6. Dezember im Anschluß an seine Selbständigkeitsklärung als Republik erklärte und als solche auch die Anerkennung als selbständiger Staat gewann. Diese Erklärung ist auf vielen Seiten immer noch für bindend gehalten worden. Hierzu kommt die Kenntnis, daß die früher mächtige sozialdemokratische Partei, die jetzt nur einen Vertreter im Landtage zählt, ganz und gar für republikanisch gehalten wird. Es unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn der Bürgerkrieg nicht dazwischen gekommen wäre, die Republik Finnland jetzt eine Tatsache wäre. Es heißt, daß die Republik in Wirklichkeit bei der Bevölkerung vielmehr Anklang findet als das Königtum.

Seit der Selbständigkeitsklärung im Dezember hat sich indessen vieles ereignet. Die republikanische Partei hat das Spiel auch verloren gegeben. Alle sind darin einig gewesen, daß das, was das unglückliche Land vor allen Dingen braucht, innere Ordnung und Arbeitsruhe ist, daß diese nur unter einer starken und tatkräftigen Regierung gewonnen werden können. Die Republik würde nur einer weiteren inneren Zerfetzung Raum geben, und nur das Königtum bietet die Möglichkeit, das zerrissene Volk zu einigen.

Es kann natürlich nicht geleugnet werden, daß es die Befreiung des Landes durch die Deutschen war, die auf die Stimmung in monarchischer Richtung einwirkte. Man scheint den Eindruck gewonnen zu haben, daß Deutschland ein Königreich Finnland gern sehen würde. Man folgert in monarchisch-interessierten finnischen Kreisen daraus, daß eine Monarchie mit einem deutschen Fürsten an der Spitze einen stärkeren militärischen Rückhalt gegen Angriffe von außen bieten würde, da Deutschland, wie man in diesen finnischen Kreisen vermutet, im Falle einer Bedrohung des neuen finnischen Thrones eines deutschen Fürsten diesem mit deutschem Militär zur Seite stehen würde.

Bei dieser Sachlage ist eine Lösung der Frage vor dem Winter kaum zu erwarten.

## Locales.

**Postpaketkontrolle auch öffentliche Unsicherheit.**  
In den zum Teil sehr erregten Auseinandersetzungen der großen Presse über die Kontrolle der Postpakete auf Lebensmittel wird insbesondere auch auf die wachsende öffentliche Unsicherheit hingewiesen. So heißt es im „Berl. Vol.-Anz.“:

„Tausende von Polizeibeamten und Gendarmen würden täglich in Deutschland für die Paketkontrolle nötig sein. Das Ergebnis der Schnüffelerei ist geringfügig. Der Schaden aber, der durch die Entziehung dieser Beamten entfällt, ist groß; denn sie können nun ihrem eigentlichen Sicherheitsdienst nicht obliegen. Einbrüche, Diebstähle und Felddiebstähle machen sich ohnedies von Tag zu Tag mehr breit. Die Läden werden meist nicht gefunden. Landratsämter und Stadtbehörden ersuchen fortwährend dringend die Militärbehörden um Bestellung von Hilfspolizisten, Hilfspendarmen und Hilfsfeldhütern. Dem Seeresdienst wird dadurch immer mehr Personal ent-

zogen. Truppendienst, Ausbildung und Feldersatz müssen darunter leiden. Wenn man Polizeibeamte und Gendarmen nicht für unwürdige und sie selbst anwidernde, kleinliche Lebensmittelkontrollen verwendet, dann würden sie in stärkerem Maße für ihre eigentlichen Zwecke frei. Die Sicherheit würde zunehmen, und die berechtigte Verärgerung des Publikums würde abnehmen.“

## Der Reklametote.

(10. Fortsetzung.)

Und von ihrem guten Herzen getrieben eilte sie auf die Türe zu, durch die die Damen sich vorhin entfernt hatten. Ich hielt sie natürlich zurück.

„Wohin wollen Sie denn, doch nicht etwa —?“

„Ja, freilich, die Damen müssen's doch erfahren. Ret a Stunde länger darf die Frau um ihren Mann trauern.“

„Schon recht, aber das geht nicht so ohne Vorbereitung. Die kann ja der Schlag treffen vor Freude und Schreck. Darum habe ich's Ihnen ja gesagt, daß Sie mir helfen sollten. Aber man muß das diplomatisch machen, langsam vorsichtig, nach und nach.“

In diesem Augenblick rief die Rätin uns zum Frühstück; und Frau Lenchen, die sich wohl ihres ungestillten Bedauerns gegen die junge Dame etwas schämen mochte, fügte einige freundliche einladende Worte hinzu. Ich hielt sie zurück.

„Das hat Zeit, meine Damen, das eilt durchaus nicht so! Ich hätte vorher noch einige Worte mit Ihnen, einige sehr ernste Worte —“

„Doch nichts Unangenehmes?“ unterbrach mich die Rätin erschrocken.

„Ich bitt' Ihnen, Frau Roland, beruhigen Sie sich... es ist mir Schlimmes, im Gegenteil, denken Sie mal an was recht, recht Angenehmes, seien Sie mal so recht von Herzen vergnügt.“

„Im Gegenteil, seien Sie nicht vergnügt!“ unterbrach ich sie schnell. „Da kann ich Sie unmöglich auf die Mitteilung vorbereiten, die ich Ihnen zu machen habe. Und vor allen Dingen sehen Sie sich, meine Damen!“

„Ra hören's, auf die Weise!“... flüsterte mir die Desterreicherin zu.

„Das ist die richtige Weise, unbesorgt!“ Die Damen hatten sich gesetzt. Die Rätin schaute mich mit ängstlich fragenden Augen an, Frau Lenchen lächelte ironisch und meinte:

„Ich fange an zu ahnen —“

„Rein, das können Sie nicht ahnen,“ rief ich schnell. „Stellen Sie sich also etwas ganz Ungeheuerliches vor, was Ihr ganzes Leben umwälzt, angenehm umwälzt, wie ich zugebe — tiefe Nacht, die sich plötzlich in sonnenbelen Tag verwandelt — Tote, die gar nicht tot sind — einen bestimmten Toten! Frau Roland, Frau Rätin, fassen Sie sich! Ihr Sohn — Ihr Gatte — er lebt, lebt frisch und gesund!“

Auf diese Worte brachen die Damen in ein herzliches Gelächter aus. Ich starrte sie bei dieser gänzlich unerwarteten Wirkung meiner Worte erschrocken an und muß wohl ein sehr verblüfftes Gesicht gemacht haben, denn das Gelächter erneuerte sich darauf. Endlich sagte sich Lenchen und sagte trocken:

„Lieber Herr Krug, das wissen wir schon lange!“ Und die Rätin fügte hinzu: „Hat Hans Ihnen auch geschrieben?“

Ich wußte nicht, sollte ich mich ärgern oder freuen? „Was? Das glauben Sie,“ rief Frau Lenchen schnell, „daß wir das sonst so ruhig ertragen hätten? Hans hat mir aus Genua geschrieben, daß er sich nach Südamerika einschiffen würde, um dort sein Glück zu versuchen.“

„Und das haben Sie mir nicht gesagt? Und auch die Welt haben Sie in dem Glauben gelassen, er sei tot?“

Da zuckte ein schelmisches Lächeln um die Jüge der jungen Frau.

„Mein lieber Herr Krug, das hat so seine Gründe. Sehen Sie, zuerst schämten wir uns vor der großen Blamage, weil doch sein Abschiedsbrief in die Blätter gekommen war und alle Welt den unglücklichen Selbstmörder beklagte. Und später,“ sie sicherte leise vor sich hin — „sag' du's Ihnen, Mamachen!“

„Ja später,“ fuhr die Rätin fort — „später haben wir nicht mehr reden wollen, als plötzlich seine Sachen gekauft und gedruckt wurden. Jeder Artikel, jeder Artikel, der in den Blättern erschien, war ja eine neue Reklame.“

„Können Sie uns das abnehmen,“ erklärte Frau Lenchen weiter, „daß wir dem nicht Einhalt tun wollten?“

Wir schwindele. Ich war doch etwas empört, daß sie nicht einmal mich, seinen und ihren allerbesten Freund in das Geheimnis eingeweiht hatten. Und ich gab meiner Entrüstung Ausdruck.

„Ihnen wollten wir's eigentlich sagen,“ entschuldigte sich Frau Lenchen. „Aber es gibt nur ein Geheimnis zwischen zweien. Was ein Dritter weiß, weiß die ganze Welt. Und dann“ — sie lächelte sanft — „Sie schreiben so schöne Retrologe, da möchten wir Ihnen die Stimmung nicht verderben. Eigentlich lachten wir die Welt aus. Die dumme, böse, harte Welt.“

Frau Lenchen schien meine Gedanken zu erraten, denn sie sagte achselzuckend:

„Ich habe mich an Ihr lateinisches Sprichwort erinnert, das Sie immer im Munde führen, Herr Krug.“

„Rundus vult decipi — die Welt will betrogen werden.“

„Wer hätte das den beiden Frauen zugetraut?! Und selbst ich, der ich täglich mit Ihnen zusammenkam, hätte